

# Sie hörten ...

## Vom akustischen zum multimedialen Zeitalter – Der lange Weg des Funk-Features (I)

Prag, November 2006. Das alte Funkhaus an der Weinbergstraße (Vinohradska).

Eine Frau betritt das düstere Foyer. Grauer Regenmantel, derbes Schuhwerk, Wollstrümpfe, gelbe Plastiktüte unterm Arm. Geschätztes Alter 65-70. Wachleute in schwarzer Uniform. Befugte mit Chipkarten zwingen sich durch verchromte Drehkreuze, verschwinden hinter Pendeltüren.

Die Rezeptionistin (auch schon fast im Pensionsalter) nickt der Frau im Regenmantel zu. Diese, indem sie zögernd die Halle durchquert, wickelt aus dem Plastiksack – behutsam, beinahe zärtlich, wie man Babies aus den Windeln schält – ein kleines dunkelbraunes Radio (Bakelit soweit erkennbar, Nachkriegsware). Das Stromkabel trudelt heraus.

Ich übersetze mir die Szene aus dem Tschechischen (das ich nicht verstehe):

Frau: "Es spielt nicht mehr ! 50 Jahre hat es gut gespielt. Bis gestern ! Und ich dachte mir ..." – Die andere im Glaskasten, behutsam, teilnahmsvoll: "Ein schöner Apparat ! Hatte auch so einen ... Tut mir leid, wir sind hier nur das Funkhaus ..." (Lächelt wehmütig)

Die Frau im Regenmantel packt ihr Radio wieder in die gelbe Plastiktüte. Zottelt Schritt-vor-Schritt zum Ausgang, so als könnte sie "ihr" Sender – Radio Prag persönlich – noch zurückrufen ...

Warum ich mir die Pantomime im Prager Funkhaus so gut übersetzen kann ? Wir Drei sind ungefähr vom gleichen Jahrgang, Kinder des Radiozeitalters. Und demnächst Waisenkinder, vielleicht.

Die Welt meiner ersten Lebensjahre war prä-televisionär. Ich erinnere mich an eine enge, mit Gerümpel vollgestellte Dachkammer. Der Lampenschirm: bemaltes Packpapier. In der Kammer hausten meine Mutter, meine Großeltern und ich, Deportierte aus dem Osten - drei Lebensalter, eingepfercht in einen Raum. Mein Vater († mit 26) war als Flakschütze beim deutschen Raubfeldzug im Osten 1941 umgekommen. Stiefvater "fiel" bei einem Selbstmord-Unternehmen kurz vor Torschluss '44 auf der Krim.

Eines Tages, kurz vor Weihnachten, nimmt mein Großvater den Hammer (er war Schlosser von Beruf). Wortlos nagelt er ein grobes, meterbreites Eisendrahtgebilde an die Wand. Der Draht ist angerostet, denn er stammt aus ausgebrannten Güterwagen auf dem nahen Bahnhof. Die Frauen außer sich.

Heiligabend aber steht ein flacher "Telefunken"-Kasten auf dem Waschtisch, Sperrholz mit Papier beklebt. Was für ein Geschenk ! Erst im Sommer ist mein fixer Onkel Poldi aus Gefangenschaft zurückgekommen, und schon hat er wieder einen kleinen Radioladen irgendwo in Hamburg. Aufschwung anno 1948.

Und siehe: In der Eisendrahtantenne meines Großvaters verfangen sich asthmatisch-pfeifende, krächzende, geisterhaft verzerrte Stimmen. Tauchen auf und ersaufen wieder in der "Ätherwellen"-Brühe: "This is AFN, the American Forces Network" ... "Radio Eireann" aus Athlone in Irland ... und "Ici Paris" ... und "Polskie Radio", Warschau, mit Chopin als Pausenzeichen ... Europa, dieser eiskalte, vom Krieg zerzauste Kontinent da draußen, knattert, pfeift und rauscht in unserem Mansardenloch !

"Well'nsalat !" knurrt mein Großvater. Und die Frauen schütteln stumm die Köpfe.

Nein, ich gehöre nicht zum Club der Radio-Nostalgiker. Auch war ich nie ein Besitzer von Poesiealben, nie Tagebuchschreiber. Meine Sendungen sind mein Tagebuch.

Über das Radio, das Feature vor allem, spreche ich allerdings gern. Manche meiner Freunde und Freundinnen halten das für mein einziges Thema (was nicht stimmt). Manches aus unseren Gesprächen schreibe ich hinterher auf. Notizen werden zu Rundfunktexten und Vorträgen. Gelungene Briefpassagen landen im "Archiv"-Ordner, meinem elektronischen Zettelkasten, zum weiteren Gebrauch. Die meisten Quellen kann ich später nicht mehr auseinanderhalten. Copyright-Ansprüche, liebe Gesprächspartner und Ideenlieferanten beiderlei Geschlechts, sind grundsätzlich verjährt.

## Vorher ...

Die Geschichte des Radio-Features, von dem hier vor allem die Rede sein wird, beginnt kurz nachdem der Marconi-Telegraf sprechen gelernt hatte - allerdings zunächst als Hörspiel, und zwar live. Die dokumentarische Gattung sollte sich von der literarisch-klangkünstlerischen erst Jahre später, nach dem II. Weltkrieg, abnabeln.

Schon das nachweisbar erste Hörspiel der Radiogeschichte nahm das Hör-Medium ernst und beim Wort. Zum Beispiel seinen angeborenen "Defekt", der auch seine Stärke ist: die Blindheit.

"Danger", ein dokumentarisches Radiodrama von Richard Arthur Warren Hughes, das am 15. Januar 1924 im Londoner Rundfunk Premiere hatte und unter dem Titel "Malmgren" 1950/51 vom

Süddeutschen (1961 vom Hessischen Rundfunk) adaptiert wurde, spielt bei völliger Dunkelheit nach einer Bergwerks-Katastrophe:

Mary (*scharf akzentuiert*): Jack! Jack, was ist denn geschehen?

Jack: Die Lampen sind ausgegangen.

Mary: Wo bist du?

Jack: Hier.

Mary: Wo? Ich kann dich nicht finden.

Jack: Hier! Ich halte die Hand hin.

Mary: Ich find' sie nicht.

Jack: Na, hier!

Mary (*zusammenfahrend*): Was war das?

Jack: Was denn? Ich bin's ...

47 Jahre später wird der Berliner Autor Peter Leonhard Braun mit seinem Ton-Ingenieur Dieter Großmann die stockdunkle Szenerie des Ngorongoro-Kraters in Tansania zum Klingen bringen – in dem Stereo-Feature "Hyänen – Plädoyer für ein verachtetes Raubtier".

"Hyänen sind Tiere der Nacht", schreibt Braun 1971 in seinem Vortext zur Ursendung im SFB ... "Diese technischen Handikaps kann keine Kamera überwinden, nur das Mikrophon" ... Auch keine Infrarotaufnahme, möchte ich hinzufügen. Diese kann zwar sichtbar machen, sie befriedigt kognitive Neugier, lässt aber unseren Gefühlsapparat eher kalt – wie die Mengen vergossenen Menschen- oder Theaterbluts im sogenannten Reality-TV (während ich bei Vorführungen von Brauns Nur-Ton-Feature "8.15 Uhr OP III Hüftplatstik" (1970) Zuhörer blass werden sah).

Viele der frühen Hörspiele lösten eine Hauptforderung an das Feature ein: Ihr Stoff stammte, jedenfalls in Umrissen, aus der "Wirklichkeit". Auch erfüllten sie die Kriterien einer Feature-Definition des Schriftstellers und Feature-Autors Alfred Andersch: Dokumentarisches Radio bewege sich in dem

"weiten Raum zwischen Nachricht und Drama "(in "Rundfunk und Fernsehen", Heft 2 / 1953). Oder mit Hegel gesagt: Feature ist etwas *"zwischen der Poesie des Herzens und der entgegenstehenden Prosa der Verhältnisse"* ("Vorlesungen über die Ästhetik").

Auch Friedrich Wolfs Funkarbeit "SOS... rao, rao... Foyrn" (1929, Regie Alfred Braun), die in der Rückschau wiederholt als "featurehaft" bezeichnet worden ist, behandelt eine "echte" Katastrophe, den Absturz des italienischen Luftschiffes "Italia" nördlich Spitzbergen. Wolf schrieb dazu in einer Zusammenfassung:

... Das folgende Spiel wurde geschrieben, weil der Stoff hierzu herausforderte (...) Die Hilferufe der neun Mann auf der Eisscholle durch den Funker Biagi in den Äther hinaus, das vergebliche Suchen sämtlicher großer Funkstationen, die Aufnahme des verstümmelten Hilferufes durch den selbstgebastelten Kurzwellenapparat des Amateurfunkers Nikolai Schmidt in einem einsamen Dorf hoch im Norden der Murmanküste, hierauf die Funkverständigung der im Eis Eingekerkerten mit den Funkstationen der ganzen Welt, ihre Radiomeldung der täglichen geographischen Position der treibenden Eisscholle, die zahlreichen Vorstöße italienischer, norwegischer, französischer, russischer Flugzeuge, die vergebliche Ausfahrt des ersten russischen Eisbrechers 'Malygin' und der erfolgreiche schwierige Durchbruch des stärksten Eisbrechers 'Krassin', dirigiert von seinem Katapultflugzeug, der dreimotorigen Junkersmaschine des russischen Fliegers Tschuchnowski ... die von der Technik beflügelte Solidarität der Völker (...) Und diese Hilfe wurde nur möglich durch das modernste Nachrichtenmittel: durch das Radio !

Für seinen "Lindberghflug", ein "Feature" in Kantatenform mit Musik von Kurt Weill und Paul Hindemith, benutzt Bertolt Brecht 1929 die zwei Jahre zurückliegende erste Atlantiküberquerung per Flugzeug als aktuellen Roh-Stoff:

... Mein name ist charles lindbergh / ich bin 25 jahre alt / mein großvater war schwede / ich bin amerikaner / meinen apparat habe ich selber ausgesucht / er fliegt 210 km in der stunde / sein name ist 'geist von st. louis' / die ryanflugzeugwerke in san diego haben ihn gebaut in 60 tagen (...) ich fliege allein in einem apparat ohne radio / ich fliege mit dem besten kompaß /

drei tage habe ich gewartet auf das wetter / aber die berichte der wetterwarten / sind nicht gut und werden schlechter ...

Auch Alfred Döblins literarische Produktion lebte u. a. aus den täglichen Eindrücken in seiner hauptstädtischen Arztpraxis. Seine Technik der Montage von Realitätspartikeln könnte aus dem Rundfunk entlehnt sein, wenn nicht vielmehr der Rundfunk von ihr und der bildenden Kunst (Collage) gelernt hätte.

Döblins Großstadttroman "Berlin - Alexanderplatz" über den Transportarbeiter Franz Biberkopf, der nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis ein anständiger Mensch werden will, trotz aller Anstrengungen aber scheitert (Regie Max Bing, Titelrolle Heinrich George), wurde folgerichtig 1931 von der Reichrundfunk-Gesellschaft adaptiert (blieb allerdings bis in die 50er Jahre ungesendet). Wiederholt hatte sich Döblin in Vorträgen mit der "Möglichkeit eines Eintritts von Literatur in den Rundfunk" beschäftigt.

Der Schauspieler Alfred Braun, Schüler des Regisseurs Max Reinhardt, wurde zu einer beherrschenden Figur der frühen Rundfunk-Jahre. Bei einer Umfrage nach den "bekanntesten Deutschen" belegte er nach Reichspräsident von Hindenburg den zweiten Platz. Das Brodeln der Zeit beschreibt dieser "erste Radioreporter", Regisseur und rastlose Experimentator in einem Text aus dem Jahr 1929:

... Akustischer Film, - so nannten wir in Berlin in einer Zeit, in der ein Funkregisseur nicht nur das Regiebuch zu besorgen hatte, sondern auch seine Manuskripte mehr schlecht als recht schreiben musste, ein Funkspiel, das in schnellster Folge traummäßig bunt und schnell vorübergleitender und springender Bilder, in Verkürzungen, in Überschneidungen - im Tempo - im Wechsel von Großaufnahmen und Gesamtbild mit Aufblendungen, Abblendungen, Überblendungen bewusst die Technik des Films auf den Funk übertrug. (...) 1 Minute Straße mit der ganz lauten Musik des Leipziger Platzes, 1 Minute

Demonstrationszug, 1 Minute Börse am schwarzen Tag, 1 Minute Maschinensymphonie, 1 Minute Sportplatz, 1 Minute Bahnhofshalle, 1 Minute Zug in Fahrt usw. (...) Das Abklingen einer Szene leitet über in das Aufklingen, das Crescendo der nächsten Szene (...) Keine Szene breit ausspielen; sowie der Fortgang der Handlung erfasst ist: fertig, abblenden, keine Pause, kein Zwischenspiel; sowie die neue Situation genügend bezeichnet ist: fertig, überblenden (...) Zeit und Raum sind aufgegeben ...

Auch Brauns berühmte "Flüsterreportage" von der Trauerfeier für den verstorbenen Reichsaußenminister Gustav Stresemann (6. Oktober 1929) verbindet auf bisher nicht gekannte Weise sachliche Vor-Ort-Beschreibung mit spontaner "literarischer Überhöhung" :

... Der Haupteingang des Hauses, in dem das Auswärtige Amt seinen Sitz hat, ist flankiert von vier schwarz verhüllten, abgestumpften Obeliskten. Mit schwarzem Flor umhangen sind auch die Laternen links und rechts von den Portalen. Aus den umflorten gläsernen Hauben der Laternen, die auf schweren Steinsockeln ruhen, strahlt das elektrische Licht kraftlos, tot ins Tageshelle ... Die Spitze des Zuges, die langsam reitende Schutzpolizei, ist jetzt schon vor dem Balkon angelangt, auf dem unser Mikrophon steht ...

1933 reißt der schöpferische Faden ab. Der deutsche Rundfunk wird dem Reichspropagandaminister unterstellt. Auf dem Haus des Rundfunks weht die Hakenkreuzfahne. Die Radiopioniere der Weimarer Republik werden entlassen, führende Vertreter des Berliner Rundfunks landen im Untersuchungsgefängnis Moabit wie Hans Bredow, Vorsitzender der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, oder im Konzentrationslager Oranienburg wie Alfred Braun (der nach der Entlassung und kurzer Emigrantenzzeit in der Schweiz sechs Jahre später zurückkehrt und mit den Machthabern kooperiert, u. a. als Drehbuchschreiber für Durchhaltefilme im Zweiten Weltkrieg und Assistent des "Jud-Süß"-Regisseurs Veit Harlan).

Zwölf verlorene Jahre lang sendet der "großdeutsche" Staats-Rundfunk aus Berlin - zuletzt die Luftlagemeldungen über anfliegende alliierte Bombergeschwader. Die letzte intakte

Station, der "Reichssender" Flensburg, beendet das Programm am 8. Mai 1945 mit dem "Horst-Wessel-Lied".

## Radio-Anarchisten

Das Programm des 'Reichssender Hamburg' war am Abend des 3. Mai 1945 durch einen Stromausfall plötzlich unterbrochen worden. In der darauffolgenden Nacht besetzte die britische Armee kampflos die Hansestadt (...) Um 10 Uhr morgens am 4. Mai 1945 betraten die drei britischen Offiziere Prince Lieven, Paul A. Findlay und Captain Herbert das Funkhaus (...) Lieven wurde erster Chef des Besatzungssenders, Findlay erster technischer Direktor. Am Abend des 4. Mai um 19 Uhr (...) wurde wieder gesendet. Durchs Radio tönte die britische Nationalhymne und die Ansage: "Hallo, hallo ! This is Radio Hamburg, a station of the Allied Military Government !

*(Aus der Magisterarbeit "Axel Eggebrecht beim NWDR 1945-49" von Anne Christiansen, 1991).*

Der Nordwestdeutsche Rundfunk (NWDR) entstand am 22. September 1945 aus "Radio Hamburg" als Anstalt des öffentlichen Rechts. Eigentlich herrschte in den ersten Monaten der wiedergewonnen Radiofreiheit schöpferische Anarchie im Funkhaus. Und die Besatzer, bis an die Zähne bewaffnet, sahen (meist) wohlwollend zu. Liberale und Marxisten, Pazifisten, Sozialisten - jüngere Männer zumeist - probten anspruchsvollen Rundfunk, unabhängig von einer noch zu bildenden Regierung wie von demokratischen Parteien: Das Radio der Macher unter der weise-zurückhaltenden Leitung von Hugh Carleton Greene, jüngerer Bruder des Schriftstellers Graham Greene.

Ein Gremium von lauter nahezu gleichberechtigten Freunden wirkte zusammen, es gab noch keine Rangunterschiede und keinen Intendanten. Wir kümmerten uns um keine Begrenzung der Arbeitszeit. Und vor allem stand jeder ein für das, was er schrieb und sprach ...

*(Axel Eggebrecht in der Zeitschrift "Sonntag", 1956)*

Paradiesisch ! Einzige Übereinkunft waren die von der British Broadcasting Corporation entlehnten Leitsätze. Verlangt wurden z. B. "Unabhängigkeit, Unvoreingenommenheit und Toleranz".

Heute, aus größerer Distanz befragt, erinnern die noch Lebenden den Rundfunk an der Rothenbaumchaussee auch als Spielplatz, als ein Interregnum der Intellektuellen, als einen Ort mithin besetzt von kindlichen Idealisten".

*(Jürgen Schüddekopf, 1909-62, Schriftsteller und Journalist, u. a. Initiator des Nachtprogramms im NWDR)*

Aber Schüddekopf findet auch Erinnerungen an die ...

... Kraft und Entschlossenheit (...), die Welt zu verändern und die zurückliegenden Schrecken in ihr Gegenteil verkehren zu können ...

Wie alle drei westlichen Siegermächte des Zweiten Weltkriegs hatten die Engländer schon Jahre vor dem Zusammenbruch des Hitler-Reiches Listen "unbelasteter", das heißt demokratisch gesinnter Intellektueller geführt (und die Sowjetunion ähnliche Verzeichnisse treuer Gesinnungsgenossen, etwa im Umkreis der sog. "Gruppe Ulbricht"). In den britischen Registern standen u. a. Journalisten und Schriftsteller wie Axel Eggebrecht, Peter von Zahn und Ernst Schnabel, die zu ihrer eigenen Verblüffung für den demokratischen Aufbau des zerstörten Landes fest eingeplant waren und - wie Schnabel berichtete - ohne viel Federlesens zum Teil von der Haustür weg in das mediale Herz der Besatzungszone expediert wurden. Erfahrung mit dem Rundfunk hatten die meisten von ihnen nicht.

So wurde der "abgebrochene" Kommunist Axel Eggebrecht (Mitarbeiter der "Weltbühne" von Jacobsohn / Tucholsky / Ossietzky und Drehbuchautor - der älteste unter den Jungen, Jahrgang 1899) vier Jahre lang Leiter einer Rundfunkabteilung,

die sich "Talks-and-Feature-Department" nannte - bis er den Posten 1949 aus Protest gegen die zunehmende Einmischung der politischen Parteien wieder aufgab.

"Re-Education" hieß der Auftrag der Sieger an das einzig funktionierende Massenmedium der Zeit - Erziehung zur Demokratie, zum Mit-Denken und Mit-Handeln - nicht mehr "Ein Reich, ein Volk, ein Führer !" Endlich sollte der Rundfunk das leisten, was die Redner bei der Grundsteinlegung für das Haus des Rundfunks an der Berliner Masurenallee (das erste eigenständige Funkhaus der Welt) 1929 pathetisch beschworen hatten: "Ermutigung zu allem Schönen, Wahren, Großen" ... "Der Wissenschaft verbunden, der Kunst dienstbar, dem Volke zur Bildung". Das Radio als ein Instrument des Weltfriedens.

Wie verhaltensgestörte Kinder mussten die Deutschen wieder sprechen und zuhören lernen.

## Das Feature - eine britische Züchtung

Das Experimentierfeld um Alfred Braun, Brecht, Döblin, Wolf, Erich Kästner, Hermann Kasack, Walter Benjamin (...) in den fröhlichen vier Jahren 1929-32 war freilich nur ein sehr begrenztes Biotop gewesen - inmitten der Ödnis billiger Unterhaltungsmusik und ermüdender Radio-Vorträge über "Neue Wege in der Fabrikation künstlicher Öle und Fette" und das Liebesleben der Waldameisen. Es lieferte aber den Humus, in den die Britische Besatzungsmacht das im Krieg herangezüchtete Radio-Gewächs "Feature" einpflanzte. Denn das Feature wurde uns "geschenkt".

Zunächst war es nur ein Wort, das - jedenfalls in deutschen Ohren - eher unangenehm klang. Es quietschte (und quietscht

immer noch). Die Bedeutung unscharf, schillernd. Das OXFORD ADVANCED LEARNER'S DICTIONARY beschreibt das Hauptwort als

1) something important, interesting or typical of a place or a thing: An interesting feature of the city is the old market / Teamwork is a key feature of the training programme / Which features do you look for when choosing a car ?

2) a part of sb's face such as their nose, mouth and eyes: His strong handsome features

3) in the media a special article or programme about sb/sth

4) Old-fashioned: The main movie in a cinema programme. Als Verb: The film features Anthony Hopkins as Picasso / Many of the hotels featured in the brochure offer special deals for weekend breaks.

Das Wort bedeutet alles, also nichts: Die Art, Form oder Erscheinung (besonders eines Menschen), Anlage oder Bildung eines menschlichen Gesichts oder seiner Teile, das Aussehen, physische Schönheit ("She's got lovely features"), jede hervortretende Eigentümlichkeit, alles irgendwie Hervorstechende, Grundzug, Merkmal, Kennzeichen, Charakteristikum, besonderer Anreiz (inducement), eine Attraktion.

Deutlicher wird die Bedeutung des Wortes in der Negativform: "featureless" ... "having no distinctive features": keine besonderen Züge oder Merkmale aufweisend.

Für die ethymologischen Ursprünge verweist der "Webster" sowohl auf "fashion" (Mode) wie auf das lateinische "facere" (machen, und zwar in der Bedeutung des "Schöpfens"). Als Synonym führt er das Wort "characteristic" an. Mein "Pons" nennt den feature writer "Feuilletonist(in)".

Und dann auch noch ... "Spielfilm".

Was uns daran interessieren sollte, ist die Zuspitzung des schwammigen Begriffs in der angelsächsischen Zeitungssprache,

zunächst ganz allgemein die Erscheinungsform - die Aufmachung - eines Artikels oder Titelblatts meinent, seit Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auch Radiosendungen (namentlich der BBC) und Dokumentarfilme. Vor allem in Großbritannien sollten die Leser und Hörer möglichst wirkungsvoll auf den nationalen Widerstand gegen eine drohende deutsche Invasion eingestimmt werden. Heinz Klunker, ehemaliger Leiter der Feature-Abteilung des Deutschlandfunks, nannte unser schönes, friedfertiges Fach durchaus zutreffend "ein Kind des Krieges".

Dieser Text handelt also von dem, was Angelsachsen als "documentary" bezeichnen - von einer erweiterten Form des Journalismus. Laurence Gilliam, seit 1936 Chef des BBC-Features, sprach bereits 1936 von "Large scale actualities". John Theocharis, viele Jahre lang leitender Redakteur der selben BBC Radio Drama & Features Unit, übersetzte den Gattungsbegriff "Feature" Anfang der 90er Jahre als ...

... collective term covering many different possibilities (...) A word suggesting form, structure and style, the idea of something shaped like a poem, composed sound, an interpretation and an imaginative presentation of reality. A feature is an acoustical work that uses the manifold possibilities of sound radio to enable factual information to stir the imagination of the listener, to entertain him in an exciting manner and at the same time to sharpen his perception of the world and of human existence ...

Viele haben sich im Lauf der Jahre an einer "gültigen" Definition des Feature-Begriffs abgearbeitet, um am Ende einzusehen: Es gibt sie nicht. Jeder Autor trägt seine eigene Version wie einen Blutspende-Ausweis in der Brusttasche: "A corner of reality told by an artistic temper" (wie meine dänische Kollegin Lisbeth Jessen formuliert) oder, ähnlich ausgedrückt von John Grierson, dem "Vater" des britischen und kanadischen Dokumentarfilms: "The creative treatment of reality". Oder, wie Martin S. Svoboda, in den 50er Jahren der erste Leiter der Hamburger Tagesschau, formulierte:

Feature ist bestimmt keine Hörfolge, kein Hörbericht, kein Vortrag und keine Reportage, sondern eine Form, die nur der Rundfunk kennt ... " Vielmehr: "Eine Mischung, in der das Leben pocht und rauscht, und in der einfach alles erlaubt ist: Wort, Musik, die Stimme des Autors, Sprecherstimmen, Originalaufnahmen, Rückblenden in die Vergangenheit oder Zukunft, Schreie, Philosophie, Weinen, Lachen, Zitate. Eine Art quer durch den Garten mit dem Pfeffer und Salz des Lebens ...

Etwas schnoddrig, wie es seine Art war, Axel Eggebrecht:

Feature ist ... Feature. Da können Sie alles !

Peter von Zahn, ein anderer Säulenheiliger des Fachs, spielte ratlosen Fragern eine Aufnahme von Bachs Matthäuspasion vor - mit dem steten Wechsel von Chorsätzen, Chorälen, Arien und Rezitativen, dem Sprechgesang des Evangelisten (Tenor), den Protagonisten im Bass (Jesus, Judas, Petrus, Pilatus, Hohepriester), den "Zeugen" (Alt und Tenor). Bericht und Drama in einem. Voilà - ein Feature !

Dieses Genre, im Faktischen wurzelnd, hat sich im Lauf der Jahre - oft bis zur Unkenntlichkeit - über die Grenzen des Hörspiels und der Audioart hinaus verbreitert. Heutzutage ist Feature ein bunter, leicht verwilderter Garten mit Blumen und Nutzgemüse, englischen Edelrosen und deutschem Salat. Oder - im Sportjargon: Feature ist der Libero unter den dokumentarischen Gattungen.

Ich selbst übersetzte "Feature" als längeres, meist sehr persönlich formuliertes und dramaturgisch gestaltetes Radiostück, das seinen Stoff aus den sozialen, politischen, ökonomischen, gesellschaftlichen Zuständen bezieht und ein allgemein interessierendes, oft „heißes“ Thema von allen Seiten beleuchtet und „auf den Punkt bringt“ - die Ausnahme und nicht die Regel im Programm, Archäologie des Alltags, vor allem: SOUND. Walter Höllerer, Literaturwissenschaftler und Freund Ernst Schnabels, konstatierte ...

... eine Nachbarschaft zwischen Journalisten und Schriftstellern, die genau dort ist, wo man eine Sache nicht nur als Nachricht formulieren will, sondern wo selbst alltägliche Sachen so formuliert werden, dass sie das Interesse von (...) sensationellen Nachrichten bekommen (...) Alltag vor dem Hintergrund einer "Weltkonstellation" ...

Aber was bedeutet das konkret ? Einer hat den Feature-Begriff durch-buchstabiert, wie kaum ein Zweiter:

## Der Unbedingte: Ernst Schnabel

(Ein Porträt)



... Ich will Ihnen nämlich meinen Traum erzählen, Herr Oberst. Den Traum träume ich jede Nacht. Dann wache ich auf, weil jemand so grauenhaft schreit. Und wissen Sie, wer das ist, der da schreit? Ich selbst, Herr Oberst, ich selbst ...

Am 13. Februar 1947 sendet der NWDR ein Hörspiel des 25-jährigen Hamburger Schriftstellers Wolfgang Borchert: "Draußen vor der Tür". Borcherts Redakteur und Mentor ist Georg Ernst Schnabel, Chefdramaturg der Hörspielabteilung, der das noch unfertige Manuskript des Todkranken für den Rundfunk adaptiert hat (auch der Titel stammt von ihm).

Hauptfigur des Radiostücks: der Kriegsheimkehrer Beckmann, der das erlebte Grauen hinter einer zerbeulten Gasmaskenbrille verbirgt.

BECKMANN Und dann kommen sie. Dann ziehen sie ein, die alten Kameraden. Dann stehen sie auf aus den Massengräbern mit verrotteten Verbänden und blutigen Uniformen. Und dann sagt der General mit den Blutstreifen zu mir: Unteroffizier Beckmann, Sie übernehmen die Verantwortung. Lassen sie abzählen. Und dann stehe ich da, vor den Millionen hohlgrinsender Skelette, mit meiner Verantwortung, und lasse abzählen (...)

OBERST Was wollen Sie denn von mir?

BECKMANN Ich bringe sie Ihnen zurück – die Verantwortung ...

Aber niemand im Deutschland der frühen Nachkriegszeit fühlt sich für das Schlamassel verantwortlich. Der verzweifelte Kriegskrüppel Beckmann will sich in der Elbe ersäufen. Auch das gelingt ihm nicht.

"Die Zuhörer waren gepackt, ergriffen (...) Der Rundfunk selbst machte Literaturgeschichte", erinnerte sich später Axel Eggebrecht. Das Medium hatte einen "Nerv getroffen", vor allem der jüngeren Generation. Die Form des Hörspiels war traumhaft-poetisch, surreal – für viele aber war der Hintergrund, der Stoff, nackte bedrückende Gegenwart, im weitesten Sinn dokumentarisch.

Auch Ernst Schnabel kam direkt aus dem Krieg, genauer: aus Bremerhaven, wo er als Oberleutnant der Marine und Kommandant eines Konvoi-Geleitboots samt seinem Schiff in englische Gefangenschaft geraten war.

Als Kind habe ich meinen Vater gemalt: In einem blauen Anzug mit goldenen Knöpfen und einer Kapitänsmütze am Steuer eines feuerroten Dampfers ...

Das schrieb Corinna Schnabel, die Schauspielerin, 2003 zum 90. Geburtstag ihres Vaters (17 Jahre hatten ihm dazu gefehlt).

... Seine Uniform kratzte auf der Haut, wenn er uns küsste. In einem schwarzen Röhrchen, das er in der Brusttasche aufbewahrte, hatte er einen Rest Meerwasser bei sich. Manchmal ließ er es auf ein weißes Blatt tropfen und verstrich es zu gezackten Linien, die in einer geheimnisvollen Beziehung zu dem standen, was er uns zärtlich und eindringlich erzählte<sup>1)</sup>... Wann immer er mit uns an den Strand ging, schwamm er weit ins Meer hinaus. Er stürzte sich mit ausgebreiteten Armen in die Brandung wie zu einer Verabredung ...

<sup>1)</sup> *Offensichtlich schob sich die Fiktion mit den Jahren vor die wirkliche Vatergestalt, die mir Bettina Schnabel, die andere Tochter, 1991 noch so geschildert hatte: "Ich kann mich überhaupt nicht an Erzählungen nach seinen Reisen erinnern. Damit verschwand er in seinem Arbeitszimmer, und dann hörte ich 's im Rundfunk".*

Schnabel war der Sohn einer Zittauer Kaufmannsfamilie, die durch die Inflation ökonomisch abgestiegen war. Mit Hilfe eines Stipendiums besuchte er die "Fürstenschule" St. Afra in Meißen - 130 Zöglinge, grün-silberne Schülmützen, man sagte "Sie" zu einander. "Wir waren selbstgenügsam, abweisend und elitär", erinnerte sich sein Mitschüler und späterer Feature-Kollege Peter von Zahn. 1929, mit 16 Jahren, schmiss Schnabel die Schule und heuerte auf einem Segelschulschiff der Handelsmarine an - ein Seemann aus Sachsen, Joseph Conrad im Spind, das "Abenteuer des Windes in breiten Segeln" suchend.

Seit 1936 verfasste er Seefahrerromane ("Die Reise nach Savannah" 1939, "Nachtwind" 1941, "Schiffe und Sterne" 1943).

Er hat jeden Tag geschrieben. Jeden Tag auf der Brücke, auf seinem Schiff. Ich glaube, es war die Zeit, wo die Flieger oder die Seeleute vorwiegend mit Pervitin lebten, und wo er oft 50 Stunden nicht zum Schlafen kam. Jede freie Minute hat er sich hingesezt und geschrieben ...

*(Gudrun Schnabel, mit der er 28 Jahre verheiratet war)*

Im Deutschen Literatur-Archiv Marbach, das seinen Nachlass verwaltet, fand ich Schnabels Tagebuchblätter aus dem Jahr 1943, stockfleckig, in Segeltuch eingeschlagen, die zerlaufende Schrift tanzt und schlingert - schwere See wahrscheinlich:

Eben starke Einflüge von Feindmaschinen. Eine sternlose Nacht. Während von entfernten ... *(unleserlich)* ... Zwei deutliche Ab... *(unleserlich)* ... Mit Fallschirmen ... *(unleserlich)* ... aus den brennenden Flugzeugen im Augenblick vor dem Aufschlag. Ein grausiges, beinahe unbegreifliches Bild ...

Fast immer war Ernst Schnabel Augenzeuge und Beteiligter, ein Leben lang.

## Der Welterzähler

... Hier sind der Norddeutsche Rundfunk, der Sender Freies Berlin und der Südwestfunk.  
Sie hören: Ernst Schnabel ...

Und dann diese körperlose, rauchig-rauhe Radiostimme (40 GAULOISES täglich):

Ich habe die drei großen Ozeane gesehen. Die sind leer. Ich habe Amerika gesehen - die Hälfte ist Gebirge und Wüste. Griechenland ist ein Gebirge, der Balkan Karst. Ich habe Indien gesehen - die Hälfte Gebirge und Wüste. Persien - ein Mondgebirge. Arabien Wüste. Ich habe gesehen, dass die Wüste ausgebrannte Asche ist. Es gibt darin mehr Meteorsteine aus dem Weltraum als Menschen. Da unten der Stern -- Grün heißt da unten Leben. Ein wenig Grün schon. Aber alles in allem ist nicht viel davon zu sehen. Und es beherrscht ihn nicht. Es gibt nicht mehr Leben auf ihm als Moos auf einem alten Stein ...

*(Aus dem NWDR-Feature "Interview mit einem Stern", 1951)*

Der Mann erzählte fast drei Stunden lang. Und die Hörer des Nordwestdeutschen Rundfunks, die sich grade mal eine Fahrkarte von Pinneberg nach Hamburg leisten konnten, gingen mit auf Weltreise. Die reale Welt war für die meisten Deutschen ja noch unerreichbar.

... Es ist schwer, wach zu bleiben. Mal eine Stunde – aber nicht fest einschlafen. Jede Stunde, die ich verschlafe, macht mir die Welt kleiner. Wirklich bin ich vorhin noch aufgewacht, als in der Wüste die dämmrigen Lichter von Basra erschienen. Und gleichzeitig schimmerte es

schwach auf der schwarzen Erde – zwei Schlangen, vom Nordwesten kommend und sich vereinend: Euphrat und Tigris ...

Sonnen-Auf- und Untergänge, inszeniert von Trans World Airlines. Das größte Meer der Welt, 36 Meridiane: aus dem Flugzeug-Fenster nur ein Sonntagvormittag. - In den Flegeljahren des Radio-Features wurde Ernst Schnabel zum Welterzähler.

Eine große viermotorige Constellation (...) stand silbern im Schnee und Nebel, von allen Scheinwerfern des Flugplatzes angestrahlt, und ihre Flügel warfen große schwarze Schatten in die Luft (...) Am Bug steht ihr Name: Clipper GOLDENES VLIESS. Und jedesmal, wenn sich einer der Scheinwerfer auf dem Dach des Flugplatzgebäudes ein wenig bewegt, flammt ein weißer Blitz über die geschwungenen Aluminiumflächen hin ...

*("Interview mit einem Stern")*

Wer wollte - wer könnte - heute noch das Feature einer Weltumrundung mit der poetischen Feier eines Passagierflugzeugs beginnen, um aus diesem technischen Idyll so traumhaft-sicher aufzusteigen in die Troposphäre. Und weit darüber hinaus.

Der Globus als rasende Kugel, die Nacht ihr eigener Schatten, der Mensch schon aus 5000 Metern Höhe nicht mehr zu sehen. Das waren Schnabelsche Dimensionen - der Raum, in dem sich sein Denken bewegte. Er dachte, phantasierte, träumte grenzenlos. "Der gehört in die Raumkapsel", hatte der 2008 verstorbene Rhetorik-Professor und Essayist Walter Jens erkannt.

**TOTALE** In dieser ersten Minute des 29. Januar 1947 befand sich die Erde zwischen dem Winter- und dem Frühlingspunkt ihrer Jahresbahn, genau gesagt: sie hatte sich um 38 Tage vom Winterpunkt entfernt und flog auf den Frühling zu, von dem sie noch 53 Tage trennten ...

**HALBTOTALE** Es herrschte in Europa einer der schlimmsten Winter, deren man sich entsinnt. Viele Menschen lebten im Elend ... NAH (*Das junge Mädchen:*) "Und ich konnte vor Frieren nicht einschlafen" ...

CLOSE UP "In dem Spalt, wo die Pappe sich durchbiegt, mit der das Fenster vernagelt ist, sah ich den Mond" (...) Und wenn man den Schnee von den Stahlhelmen schüttelt (*auf den Gräbern*), dann sieht man, dass sie noch nicht einmal verrostet sind ...

"Der 29. Januar 1947", eine literarisch dokumentierende Lagebeschreibung Deutschlands, kompiliert aus über 30 000 Hörerzuschriften – und ein Experiment, wie es der Hörfunk logistisch und formal bis dato nie erlebt hatte. Selbst die Zoom-Technik der digitalen Animation (GOOGLE EARTH !) wurde radiophon vorweggenommen. 150 Schauspieler sprachen die Texte.

Hier ist einer, der einerseits Avantgardistisches macht, andererseits sich so verhält, als lebten wir noch im Zeitalter des Epos, der mündlichen Überlieferung, wobei er uns, unmerklich ironisch lächelnd, darauf aufmerksam macht, dass wir, qua Radio, tatsächlich zu den Strukturen mündlicher Überlieferung zurückgekehrt sind. Das Volk lauscht den Epen, zwar nicht irgend homerischen, aber doch immerhin dem unaufhörlichen Nachrichtenfluss oral vermittelter Historie ...

... schrieb Alfred Andersch, den Chef dramaturg Schnabel ein Jahr nach seiner Erdumrundung vom Frankfurter Nachtprogramm (auch eine Erfindung der BBC) nach Hamburg gelockt hatte. In der Nachkriegszeit galt der Autor Ernst Schnabel als "deutscher Joseph Conrad". Ein Epiker des elektromagnetischen Zeitalters.

"Draußen vor der Tür" stand am Beginn eines bedeutenden Rundfunkjahres – nicht nur für das Hörspiel, sondern auch für das Feature (...) 1947 entstanden Axel Eggebrechts "Was wäre wenn", Peter von Zahns erste Städteporträts und Ernst Schnabels "Der 29. Januar 1947". Drei große Feature-Autoren begannen sich zu profilieren, und jeder brachte seine eigene Art mit ein und nutzte diese neue Form auf seine Weise ...

(*Der Funkautor Wolfram Wessels in seinem Schnabel-Portrait "Leben gegen den Strom", Südwestfunk 1987*).

"Das Avantgardistische" (Andersch) war in dieser Zeit des Um- und Aufbruchs noch das Alltägliche. Das Feature als Gattung formte sich von Sendung zu Sendung, von Autor zu Autor: jeder

ein Wüschelrutengänger, ein Kundschafter, ein Kartograph des neuen Genres. Die Vermessung der Radiowelt.

Peter von Zahn war vielleicht am meisten Journalist von allen, ein "Reporter der Windrose", wie seine überaus erfolgreiche Fernseh-Serie in den Sechziger Jahren hieß. Andersch und Schnabel blieben selbst bei "harten" Themen immer auch erkennbar Literaten.

## Der Stilist

Das Bild Ernst Schnabels ist reich an düsteren Schattierungen. Sein relativer Misserfolg als gedruckter Schriftsteller war ein Glück für das Radio, blieb aber für den Menschen E. S. zeitlebens ein bohrender Makel und hat mit Sicherheit zur Tragik seiner letzten Jahre beigetragen.

Der "auf den überragenden Roman zugespitzte Selbstanspruch" habe Schnabel "ein Leben lang in einer den Atem eng machenden Anspannung" fixiert und ihn "wie auf der Flucht vor sich selbst durch die Länder aller Kontinente" getrieben - so der Autor Charles Schüddekopf in einem Rundfunk-Beitrag 1993.

"Anne Frank - Spur eines Kindes" (1958), wohl sein größter Buch-Erfolg, in 20 Sprachen übersetzt, erreichte noch sechsstelligen Auflagen und wurde mit dem Prix de Droits de l'Homme der UNESCO ausgezeichnet. Soweit ich herausfinden konnte, ist aber dieses Schnabel-Buch im Druck und in der Hörbuch-Fassung (eine NDR-Produktion, Regie Fritz Schröder-Jahn) als einziges noch verfügbar.

"Der sechste Gesang", "Fremde ohne Souvenir", "Sie sehen den Marmor nicht", "Ich und die Könige" --- vergessen, verweht. Auch die Gruppe 47 konnte mit ihm nicht viel anfangen - Schnabel war kein Gruppen-Tier.

Dabei gehört auch der Schriftsteller E. S. unter den bedeutenden Stilisten der Nachkriegsjahre, was die Bildkraft seiner Sprache anlangt, zweifellos in die erste Reihe.

Maria Mujer saß, wie alle wissen, hinter ihrem Stand mit Melonen, Papayas und Pferdebananen, dem Gestell mit den geweihten Kerzen zum Verkauf, der Schachtel mit den Motivbildern und den beiden Näpfen, in denen Fische kreuzweise lagen, im Schatten der Kathedrale der Siebenzig Märtyrer.

So beginnt die Buchfassung seines Erlebnisberichts "Hurricane - Ein karibischer Wetterbericht" (1972).

Sie war eine fette alte Negerin, und es war ihr Platz, wo sie saß, ein sehr guter Platz auf dem Mercado Colon, eine Loge auf den Mittag hinaus – aber der Mittag, den wir meinen, war dumpf und drückend. Es war keine Luft in der Luft; es war ein Mittag aus grün sirrenden Fliegen und Gestank. Die Plaza stank und die Abwässer aus den Hinterhöfen, die über das Pflaster sickerten, zehn Schritte weit, bis sie gerannen. Aus den überwilderten Ruinen der Calle de Esperanza, die seit dem Erdbeben von 1852 nicht wieder aufgebaut war, stank es nach faulender Asche. Auch vom Fluss schlich es sich fade herauf, gärende Algen und Aasgeruch, und die Fische in den Näpfen fingen an, sich zu verfärben (...)

Was sie aber plötzlich auffahren, starr werden und mit weißquellenden Augen auf das Pflaster stieren machte, was sie mehrere Minuten lang in Atem hielt, in Schrecken wie eine Erscheinung, war ein Papierfetzen, der liegengeblieben war, wo eben noch die Chaise des Konsuls gehalten hatte. Es war ein Zeitungspapier, ein Fetzen der TIMES, um es genau zu sagen, und der bewegte sich. Er war zerknüllt, denn er hatte auf dem Mercado gelegen und die Soldaten waren drüber hin marschiert.

Trotzdem schien er noch, leuchtete blendend herüber, wie er sich rührte. Er regte sich wenig zuerst, er hob einen Zipfel. Er hob die Ecke, schnurrte ein Stück weit über das Pflaster hin, schaukelte sich und fiel wieder um. Dann aber stand das Zeitungsblatt auf, das tote Ding in der Windstille, stellte sich auf die hohe Kante, bog sich, drehte sich sanft wie im Traum, hob sich, stieg in die Höhe, stieg wiegend und in ausholenden Schwüngen, schließlich zu engen, genauen Spiralen entschlossen, stieg weiter, stieg über die Dächer, überstieg das Dach und die beiden Türme der Kathedrale und schraubte sich hoch in den Himmel, der nicht mehr blau war, sondern weißüberzogen mit bräunlich versengten Rändern, wie Maria Mujer wahrnahm,

stieg kerzengerade und lautlos und verlor sich, wo vieles verloren schien. Maria Mujer sagte mit grauen Lippen: Mein Gott.

Die gespenstische Ouvertüre eines Wirbelsturms ... Ein anderes Bild aus Wörtern, Sätzen, Zwischenräumen – diesmal aus Schnabels Radio-Feature "Grosses Tamtam – Nachrichten von einer Kongo-Reise" (NWDR 1952) blieb mir in Erinnerung, als hätte ich es selbst gesehen – und nicht "nur" gehört:

... Fünf vor zwölf. Der Missionar tritt aus dem Schatten der überspringenden Dächer hervor. Er schreitet durch das gellende Sonnenlicht. Mitten auf dem großen Platz, den die Schulgebäude viereckig umlagern, bleibt er stehen, ein dünner Kreidestrich im flimmerheißen Sand: Weiße Kutte, weißer Tropenhelm, ein schmales Gesicht mit einem langen dünnen Bocksbart, der seine Jugend verbergen soll. Die Sonne glöst senkrecht über ihm am Himmel. Er steht in seinem eigenen Schatten wie in einer kleinen Pfütze und rührt sich nicht. Ich habe noch niemals eine Sonnenuhr so deutlich zeigen sehen, welche Zeit es ist ...

Charles Schüddekopf:

Der Schriftsteller Schnabel war keineswegs mit fünfzig verstummt, er schrieb unablässig, publizierte regelmäßig, sogar noch in seinen letzten Jahren, als ihn Krankheit – im wörtlichen Sinn – lähmte. Aber er tat es vor allem im Radio, dem literarisch unsichtbaren Medium.

Alfred Andersch, Mitstreiter beim kurzen großen Aufbruch des "Radios der Macher" im Funkhaus Hamburg, formulierte schon 1976 in einem Beitrag für den "Merkur – Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken":

Dieser nun schweigt wirklich. Obwohl auch er nicht nur Schreiben betreibt, Schreiben als métier und als poetischen Zustand, sondern (...) auch veröffentlicht. Aber er schreibt für Hörer, nicht für Leser. Und das gilt nicht. Es ist absurd, eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit, aber aufgrund irgendeiner geheimen Abmachung gilt in unserem Literaturbetrieb der zum Hören geschriebene Text nicht. Das aufs Radio-Werk gelöste Ticket verschafft keinen Eintritt ins Literatur-Theater.

Die Gazetten, die noch das peripherste Ereignis erwähnen, wenn es nur zwischen zwei Buchdeckeln erscheint, würdigen den zentralen Texten des Mediums, das doch als das

Medium schlechthin gilt, kaum eine Zeile. Gelegentlich wird ein Hörspiel besprochen. Posthum gibt es eine Exegese des Hörspielwerks von Günter Eich. In der Klausur von Universitäten leben einzelne Kenner.

Der eigensinnige Schnabel hat sich in das Feature verbissen . Wenn er wenigstens noch Hörspiele schreibe ! Aber nein, es muss das Feature sein ! Das ist ganz schlimm (für ihn), denn mit diesem Genre weiß die Literatur-Rezeption überhaupt nichts anzufangen (...)

In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre im Hamburger Sender um Schnabel geschart, haben wir eine Weile geglaubt, eine neue literarische Kunstform kreieren zu können, die begriffen werden würde. Aber nur die Hörer haben sie gehört. Das war uns, eitel wie wir waren, zu wenig. Nur Schnabel ist dabei geblieben; wir betrachten ihn heute fast mit so etwas wie Nostalgie (...)

Seine großen Anfangs-Würfe (bis etwa 1955) waren überhaupt noch lesbar, infolgedessen druckfähig: "Großes Tam-Tam" oder "Interview mit einem Stern". Seine neuen Arbeiten sind es nicht mehr. In ihnen hat er die Form manisch zu Ende entwickelt. Solche Wunderwerke radiophoner Artikulation würden, gedruckt, nur noch eine ferne Ahnung von dem vermitteln, was sie „ausgestrahlt“ ausstrahlen (...) Tatsächlich sind sie musikalische Suiten; was gelesen werden könnte, wäre nur ihre Partitur (...) Doch so kommt das Paradox zustande, dass einer schweigt, wirklich als verstummt gilt, der auf das Nachdrücklichste redet (...) Schreiben für ein akustisches Medium ist ja im eigentlichen Sinne ein Sprechen ...

Wie seine großen Vorbilder Ernest Hemingway und Joseph Conrad ist Schnabel eine Art "literarischer Reporter" - einer, der gehört, gesehen und gerochen haben muss, was er schreibt. Erleben (leben) und Berichten (übermitteln) sind für ihn untrennbar. "Auf der Höhe der Messingstadt", seine letzte, 48 Taschenbuch-Seiten schmale Erzählung, folgt streckenweise beinahe wörtlich einem Reisebericht, den Schnabel gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin Elisabeth Plessen in der Zeitschrift "Merkur" Nr. 275 (1971) veröffentlicht hatte - eine literarisch verkleidete Reportage eigentlich, wie viele seiner gedruckten und gesendeten Arbeiten.

Aber Schnabel ging früh darüber hinaus. Er musste. Er hatte das Radio, den Sound, gerochen.

SCHNABEL (*als Erzähler im Studio*) Wenn Sie an Bord kommen ...

SCHNABEL (*als Reporter im Flugzeug*) ... hören Sie die Motoren ... (*Lärm der Triebwerke, Stimme leicht verzerrt*) Das ist gar kein Flugzeug mehr – das ist ein Schiff (...) Plötzlich stehen Sie in der Kanzel des Flugzeugs, einer verglasten Schatulle, in der die beiden Piloten sitzen (*Startgeräusche*) Es ist ein herrlicher Morgen über der Elbe ...

SCHNABEL (*im Studio – voice-over seiner selbst*) So schnell geht das ! Als wir übrigens auf die Elbe hinaus kamen, sahen wir, dass der Dunst mit einem Male gar nicht mehr so leicht und durchsichtig war, sondern in dichten Schwaden über dem Strom und über der Stadt lag und gegen die Sonne hin sogar fast ganz undurchdringlich war. Und das Flugzeug drehte auf die Sonne zu, mitten hinein in eine Flut von bernsteingelbem Glanz, und in diesem Augenblick ... (*Harter Übergang in Propellergeräusch, Verzerrung, Stimme unverständlich, Ausblende*)

SCHNABEL (*im Studio*) Sie haben sicher nichts verstanden. Ich auch nicht. Nicht einmal mein eigenes Wort. Das war der Start der Thunderland im Hamburger Hafen. Das Gebrüll der Motoren haben Sie gehört. Nun denken Sie sich noch hinzu, Sie stünden in einem schmalen Gang hinter den Rücken der beiden Piloten, und vor Ihnen in den Glasfenstern hing ein allmächtiges gelbes Licht – ein Licht wie von einer Feuersbrunst. In diesem überwältigenden Schein könnten Sie schwach die Silhouetten von Schiffen, die Umrisse der Ufer und die aufgleißenden Wasser des Stroms erkennen. Und mitten in all dieses Geleucht jagten Sie nun hinein ...

"Fließband nach Berlin", ein Feature über die alliierte Luftbrücke, die – als Folge der Währungsreform in beiden deutschen Staaten und der sowjetischen Blockade Westberlins 1948/49 – die Millionen-Halbstadt ein Jahr lang mit Brennstoff und Lebensmitteln versorgen musste.

Noch schwankt der Feature-Neuling Ernst Schnabel zwischen harten Fakten (verteilt auf mehrere Sprecherstimmen), akustischer Vor-Ort-Reportage und lyrischer Naturschilderung. Wir erleben das formale Blubbern und Brodeln im Rundfunk-Labor bei der Schöpfung einer neuen Radiogattung – eine der seltenen Gelegenheiten übrigens, bei denen Schnabel das unverkleidete Personalpronomen gebraucht: "Mein Abenteuer ... Ich bin in 30 Stunden dreimal auf der Insel (*Berlin*) gewesen ..."

Auch eine andere dezidiert-subjektive Feature-Sendung handelt von diesem Abenteuer zwischen Himmel und Erde: "Die Geschichte vom Fliegenlernen". Bei zwei weiteren tief erlebten Flug-Erfahrungen ist Schnabel - wenn auch verkleidet als Tagebuch-Schreiber ("Interview mit einem Stern") oder aufgespalten in mehrere ICH-Stimmen ("Hurricane") so nah bei sich und seinen Gefühlen, wie sonst nur selten. Schnabel ist und bleibt nach den Maßstäben seiner Generation (und bis zum eigenen Verhängnis)

## ein Mann.

Gesichtszüge wie Frank Sinatra, körperlich eher ein Fliegengewicht - das war Schnabel auf frühen Fotos. Meist ernst und gesammelt blickt er uns entgegen. Alle, die ihn kannten, erzählen von seinem geradezu ozeanischen Wissen - der Universalbildung einer vergangenen Generation. Und von seiner "Haltung". Immer, bis zuletzt.

"Sein Fluidum war breiter als die sichtbare Person", sagt Peter-Leonhard Braun, Schnabels Redakteur und Förderer in den letzten Lebensjahren. Nach anderen Zeugnissen war er ein unbequemer, zuweilen ein grantiger Mensch von schonungsloser Offenheit. Marcel Reich-Ranicki attestiert ihm postum das Image "eines der männlichsten und unternehmendsten Temperamente der deutschen Nachkriegsliteratur".

Sich selbst und der Öffentlichkeit bestätigte Ernst Schnabel gern den Ruf des unverwüstlichen Abenteurers, eines He-Man nach dem Vorbild Joseph Conrads, Herman Melvilles und Ernest Hemingways, die er - z. T. mit der Elisabeth Plessen, der Schriftstellerin - ins Deutsche übersetzte oder für den Funk bearbeitete.

Diese ausgestellte Männlichkeit war mehr als Pose. Schnabel war ein "echter" Seemann (aber immer auch der Seemann der Romane, die er gelesen oder selbst geschrieben hatte).

Nach dem ersten Herzinfarkt lernt er fliegen, um sich – wie Peter von Zahn vermutete – "als Mutmensch zu beweisen" und dieses nagende Gefühl loszuwerden, nicht vollkommen zu sein".

Es ärgerte ihn tief, dass er kein Gott war.

Inmitten einer schweren Lebenskrise und nur wenige Monate nach seinem zweiten Herzinfarkt startet Ernst Schnabel als Berichterstatter von Puerto Rico aus mit einem Aufklärungsflug der US Air Force in das Auge des karibischen Wirbelsturms "Betsy". Mit verhaltenem Stolz zeigt er später das "Certificate for having penetrated a hurricane by Aerial flight with the 53rd Weather Reconnaissance Squadron, 3rd Sep 65" herum.

## In der beschleunigten Welt

Schnabel war einer der letzten Reisenden. "Er liebte den Koffergeruch", erinnerte sich Anke Knieper, die den Einsamen in seiner letzten Lebensphase oft besucht hat.

Aus welcher Ferne er sich später auch immer meldete – ob aus der Luft über der Ägäis oder aus dem Auge eines Hurrikans, vom Westpol, den er entdeckt hat, oder aus der Wüste oder aus einem Abteil der Transsibirischen Eisenbahn: Es waren Scheinadressen. Im Grunde waren alle diese Regionen, in die er sich vorwagte und bisweilen vorkämpfte, um davon zu erzählen, Metamorphosen des Meeres, das ihn als Kind beim Lesen der Odyssee gepackt hatte und ihn seitdem umtrieb ..."

*(Corinna Schnabel, die Tochter)*

Tatsächlich hat sich ihr Vater gern in die Rolle eines modernen Odysseus phantasiert. Auch sein Odysseus-Roman "Der sechste Gesang" (1956) verrät autobiographisch-unterfütterte Leidenschaft für das "Verlorensein und Grausen" im Unbekannten.

Ich könnte Ihnen noch den Meilenstein zeigen auf der Straße vom Gotthard-Pass nach Appenzell. Da in der letzten Kurve, da ist mir eingefallen: Gott, Donner, du wolltest doch einen Roman über dich schreiben, und der ist ja schon geschrieben. Das war die Odyssee. Und da bin ich nach Hause gefahren, ganz aufgeregt, und habe geschrieben: "Der Mann schwamm und schwamm. Er schwamm schon die 16. Stunde" ...

*(Schnabel in einem Interview 1978)*

"Wirklich zu Hause hat er sich bis ins Alter nirgends auf der Welt gefühlt". Auch das steht im Text seiner Tochter. Abreisen und nie ankommen - in diesem Sinn war Schnabel ein Geistesverwandter des bis auf wenige Tage gleichaltrigen Albert Camus.

Sein Lieblings-Idiom war "die Sprache der Fremde" ("Auf keine andere hören wir so atemlos"). Was aber, wenn diese allmählich in eine Universalsprache übersetzt wird ? Wenn Worte und Geräusche und was sie bedeuten an vielen Orten dieser Welt immer ähnlicher klingen - ein semantischer Treibhauseffekt ?

Seemännische Fachausdrücke (etwas Gewachsenes, Solides, Beständiges) gebrauchte Schnabel wie Beschwörungsformeln, um die verrinnende Zeit festzuhalten. Aber auch dieser Strohalm entglitt dem Welterzähler bei den Aufnahmen für sein letztes Radio-Feature an Bord des Supertankers "Hongkong-Express" (1978) inmitten einer "MPC" ( "Multi Purpose Crew") - einer "Mehrzweckmannschaft".

SPRECHER 2 "MPC" ist unerträglich und eine Schande nicht nur für die Betroffenen und für die Reeder, Seemannsämter und Gewerkschaften, die gar nichts dabei zu finden scheinen, dass hier der Mehrzweckmensch und Bruder der Kombinationszange erfunden worden ist. Es

ist auch eine Niedertracht gegen die Sprache der Schiffe, der ältesten, reichsten und makellosesten Berufssprache der Welt ...

Selbst der Radarschirm bleibt dagegen noch ein analog begreifbares Instrument wie der Kompass, das Wetterglas.

In dem sich unaufhaltsam beschleunigenden Satellitenzeitalter befindet sich der gebildete Kosmopolit Ernst Schnabel, der im Geist Joseph Conrads nicht nur schreibt sondern auch zu leben versucht, stets im Wettlauf mit der Zeit, gegen die immer kürzeren Verfallsdaten kultureller Übereinkünfte und kollektiver Erinnerungen mutig ankämpfend, oft genug als lonely wolf.

Nein, Schnabel ist keiner, der vor unaufhaltsamen Entwicklungen davonrennt, der die Uhr anhalten möchte. Er versucht, Schritt zu halten. Er will eine Nasenlänge voraus sein, doch zu seinen Konditionen: nachdenken, einordnen, sich orientieren. Das kann nicht gelingen. Grübler wie er werden von der immer rasender rotierenden Zeitmaschine überrollt; beiseite gedrängt von den Bugwellen der Supertanker und Speedboote. Oder einfach stehen gelassen.

Ein Mann der produktiven (und erregenden) Umwege - verschlagen in die Zeit der kürzesten Entfernungen ... Touristen überschwemmen den schrumpfenden Globus, kein Ort bleibt mehr dem Abenteurer, dem Entdecker reserviert. Das ist die eigentliche Tragik dieses Mannes. Odysseus in einer Welt ohne Sinn für Wagnisse. Die männliche Herausforderung ist zum kalkulierten (kommerzialisierten) Risiko geworden. Die ganze Welt ein Abenteuerspielplatz. Darin wirkt der "echte" Abenteurer wie ein Amateur auf "Abenteuer-Urlaub".

Er weiß (...) dass der Columbus von heute nicht die fremde Welt bekannt machen muss, sondern die allzu bekannte fremd.

*(Die Schriftstellerin Ilse Aichinger in "Frankfurter Hefte" 1/1954)*

In seinem Feature "Zwei Männer in Betrachtung des Mondes - Radiogeschichten aus dem Zeitalter der Raumfahrt" zitiert Schnabel nachdem er an Neil Armstrongs "Riesen-Schritt-für-die-Menschheit"-Satz beim Betreten der Mondoberfläche (1969) erinnert hat, eine Bemerkung Walter Benjamins ...

... dass jeder Morgen uns über die Neuigkeiten des Erdkreises unterrichte und uns doch arm lasse an merkwürdigen Geschichten. Beinahe nichts, was geschieht, komme der Erzählung zugute, beinahe alles der bloßen Information.

Und Schnabel ergänzt:

Wir waren informiert, das war 's - und das war alles ... Ergriffene Redensarten mit einem Mitteilungswert gleich Null ... Es fehlte an Geschichten, die merkwürdig gewesen wären.

Keine Geschichten mehr. Seefahrer und Dichter ausgestorben wie die Saurier. Er, der letzte Reisende, allein.

## Die Einsamkeit des Autors

Zwei Tage lang im Frühsommer 2003 verbrachten meine Frau und ich mit dem Nachlass Ernst Schnabels im kirchenstillen Lesesaal des Literaturarchivs in Marbach am Neckar - eine helle, klimatisierte Handschriftengruft. Roter Karton I, gelbe Mappe II ... Standort, Zugangsnummer, Signatur.

Ein Leben als Puzzle: Das Seefahrtbuch, ausgestellt am 20. 4. 1931, auf dem Passbild ein ernstes Pennäler-Gesicht.

Dienstzeugnis als Leichtmatrose, Motorschiff "Neumark":

Betragen: Sehr gut. Nüchternheit: ohne Tadel. Entlassungsgrund: Arbeitsmangel ...

Taschenkalender für das Nachkriegsjahr-Jahr 1956 ... Blauer und roter Kugelschreiber, winzige Schrift - selbstgemacht, in

grauem Segeltuch. Die Monate und Tage mit der Hand gezeichnet :

9. Januar: Schlechter Schlaf. Ganzen Tag vergeblich gearbeitet.

10. Januar: Im Stoff muss doch ein roter Faden stecken !

11. Januar: In einem Zug 10 Seiten. Ich bin glücklich. Mein Gott, was ist das für ein Beruf, in dem ein paar verzweifelte Tage mit diesem Gefühl bezahlt werden !

Dienstag, 21. Februar 1956: Ich komme und komme über die Klippe nicht hinweg !

Samstag, 25. Februar: Am Buch geschrieben, wahrscheinlich sinnlos.

Selten: Fauler Tag mit guter Laune. Ganzen Tag in Büchern gebummelt. Musil und Ovid gelesen. Oder : "Tag in der Sonne".

Montag, 23. November 1959: Keine Zeile. Schwindel. Nikotinvergiftung ?

28. November: Nichts ... 29. November: Nichts.

30. November: Nichts.

Dienstag, 1. Dezember: Keine Zeile.

Dann nur noch ein großes "N". Und leere Seiten.

5. Dezember: Tiefe Depression.

Oft kämpft Schnabel bis zum Morgengrauen mit dem Text.

Elisabeth Plessen erinnert sich an "ganz verzweifelte Nächte":

Er konnte auch nicht aufgeben. Er wiederholte und wiederholte und warf eine Seite nach der anderen weg. Er hat sich gequält. Und das war manchmal sehr traurig mit anzusehen.

Er habe getrunken, geraucht, Psychopharmaka geschluckt ...

Alles, was Ernst Schnabel anpackt, ist groß gedacht - vielleicht zu groß für einen einzelnen. Eine Sintflut mit anschließendem Weltuntergang - das wäre ein angemessener Stoff für ihn. Der Versuch, den ungeordneten Lebensstoff durch

(Über-) Konstruktion zu bändigen, um sich selbst darüber klar zu werden und der Welt von diesem inneren Vorgang zu berichten, scheitert immer häufiger.

Er ging nach Paris, er ging nach Ischia, er ging nach Stromboli, er ging nach Südfrankreich in der Hoffnung, dass ihm dann die Einfälle kämen ... (*Gudrun Schnabel*)

Und während dessen ist Schnabel doch...

... für hunderttausende von Hörern eine Stimme, melodisch, warm und körperhaft, voller überraschender Nuancen und traumwandlerisch übereins mit ihrem Text (*Schüddekopf*).

Ein Paradoxon, das ihn fast zerreißt. Seine Freunde nennen ihn "Ernesto" - wie Hemingway oder "Che" Guevara. Er will lakonisch sein, lakonisch klingen wie seine Brüder im Geist. Aber das Tagebuch spricht eine andere Sprache:

10. 2. 60: Ich sehe keinen Ausweg (...) aus mir selbst heraus.

Montag, 15. 2. 1960: Das Prludin wirkt wunderbar, trotzdem noch keine Zeile ...

Fr. 19. 2. Arbeit mit allen Hilfen der Medizinal-Chemie bis vier Uhr in der Nacht (...) Die Hlle" (...) Ich warte (...) Der elendste aller Tage (...) Die Welt steht still (...) Der Himmel steht still ...

Aguadilla, Puerty Rico, 24. August 1965: Ich war glücklich, als ich im letzten Herbst den Infarkt bekam, denn ich glaubte am Anfang ganz fest, dass ich ihn nicht überstehen würde. Ich habe nachts gebetet, sterben zu können. Aber zum Nichts betet es sich vergeblich ... Ich arbeite, wie andere saufen ... Aber dann lässt die Kraft nach, sie versagt so schnell ... Ich weiß, dass ich jetzt auf die Katastrophe zusteure ... Ich glaube, ich werde verrückt !

Acht Wochen später:

Ich kann nicht mehr. Ich stelle das Telefon ab und nehme Schlafmittel ...

Gegen Ende des Jahres 65 versucht er in München, dem Leben ein Ende zu setzen - vergeblich.

Es war gut vorbereitet, und ich konnte damit rechnen, dass es glücken würde. Ich schreibe wirklich 'glücken'. Es war seit langer Zeit der erste vollkommen glückliche Moment, den ich erlebt habe (...) Ich bin am Mittwochmorgen, um neun Uhr wohl, aufgewacht, trauriger bin ich nie gewesen als in diesem Augenblick. Ich war gefesselt, und sechs oder acht Leute arbeiteten an mir, und links von mir lag ein Mann, der sich erhängt hatte, in einem Sauerstoffzelt, blaurot, vielleicht noch lebend, eine Existenz wie ein moosbewachsener Stein, nicht mehr ...

Diese innere Motorik: Der Reporter, gerade ins Leben zurückgeholt, schon wieder im Dienst; beschreibt seitenlang die kritischen Tage nach seinem Selbstmordversuch. Für wen ?

Er muss schreiben. Das ist sein Los.

Sisyphos.

A man can be destroyed but not defeated (*Ernest Hemingway, "The Old Man and the Sea"*).

## "Seemannsmoral"

Schnabel ist Realist. Er kann kämpfen - oft auf verlorenen Posten und für andere. Als Chefdramaturg und Leiter der Abteilung Wort des NWDR, in den dritten Hörfunkprogrammen des NDR und SFB und später auch im Fernsehen bietet er der jungen deutschen Nachkriegsliteratur eine Bühne und dringend benötigtes Einkommen. Ingeborg Bachmann, Ilse Aichinger, Günter Eich, Wolfgang Hildesheimer, Heinrich Böll, Walter Jens und Paul Celan stehen auf den Honorarlisten der Sender.

Von Oktober 1951 bis September 1955 leitet Schnabel das Funkhaus Hamburg des NWDR, ein Intendant in Blue Jeans - vereinbarte Kündigungsfrist "von einem Tag auf den anderen". Schnabel: "Ich will als freier Mann kommen". Und gehen - nicht "als Figur auf irgendeinem unsichtbaren Schachbrett. Schachbrettfiguren werden von außen her gezogen." Aus Sorge um

seine innere Unabhängigkeit hat er ausdrücklich auf alle Pensionsansprüche verzichtet. Ein Leben ohne Netz.

1954 wird in Berlin der Allroundmann Alfred Braun an die Spitze des neu gegründeten SFB gewählt. Ernst Schnabel kündigt sein Hamburger Intendantenamt 1955, auch Braun hält nur drei Jahre durch - zwei Idealisten ganz unterschiedlichen Kalibers, zerrieben im Räderwerk aus Bürokratie und Parteienproporz.

*Unter dem Druck des "Apparats" war Schnabel schon wenige Monate nach seiner Intendantenwahl bei einer Sitzung des Verwaltungsrats mit Herzinfarkt zusammengebrochen. Es war nicht sein letzter.*

Der "Kommunist italienischer Prägung - aber ohne Parteibuch", der Schnabel gern sein wollte, entwickelt mit dem eher bürgerlich-konservativen Leiter der NDR-Hauptabteilung Musik und späteren Opernintendanten Rolf Liebermann - und bald auch gegen ihn - die gemeinsamen Dritten Programme des Berliner und Hamburger Hörfunks zu Podien kultur- und gesellschaftspolitischer Auseinandersetzung.

Sein Credo als Programmacher - gesprochen zu Programmbeginn 1962:

Ich meine, dass eine Nation, die sich eine demokratische Staats- und Lebensform gegeben hat und sie auch praktizieren will, die Pflicht hat, Minderheiten zu versorgen (...) Wir leben in einem Land und in einer Zeit der Massenmedien, die die Minderheiten der Neugierigen, der geistig Aktiven, der Fragenden, der Zweifelnden, der Unersättlichen einfach außer Betracht lassen.

... Der Menschen seines Schlages also. Konrad Adenauer nennt Schnabel - nicht zu Unrecht - einen "heimatlosen Linken". Der Regisseur und Schauspieler Gerlach Fiedler, ein Weggefährte, zitiert einen leitenden Redakteur des NDR Anfang der Sechziger Jahre:

Bitte gewöhnen Sie sich daran: Die Zeiten von Eggebrecht und Schnabel sind vorbei !

Tumulte bei der geplanten Hamburger Uraufführung seines Ernesto Che Guevara gewidmeten Oratoriums „Das Floß der Medusa“ (Musik: Hans Werner Henze) lösen 1968 eine Polizeiaktion aus. Schnabel wird vorübergehend festgenommen. Noch in der Nacht verfasst er einen Zeitungsartikel:

... Vier Schritte – Kehrtwendung – vier Schritte – Kehrtwendung ... In dem Gehäuse will es mir vorkommen, als wäre das gar keine schlechte Gangart für einen, der es schwierig findet, heutzutage etwas zu begreifen, und noch schwieriger, es zu erzählen (...) Nach Mitternacht wurde ich entlassen. Es ging mir so viel durch den Kopf, was mich unbeschreiblich traurig machte ...

Mehr als der überzogene Polizeieinsatz macht ihn die ideologische Starrköpfigkeit der beteiligten Studenten traurig, die ihn und Henze als "Konterrevoluzzer" und "Salonkommunisten" verhöhnt hatten. Das Verfahren gegen Schnabel wegen Hausfriedensbruchs wird eingestellt. Aber der universell gebildete Wortkünstler; der Rundfunkmann, der sein Publikum liebt und ernst nimmt wie kein zweiter; der Demokrat, der nach seiner inneren Elle für Gerechtigkeit und Anstand tapfer zwischen allen Fronten kämpft, leidet körperlich und seelisch unter dieser "Niederlage der Vernunft".

Elisabeth Plessen, damals Literaturstudentin bei Walter Höllerer in Berlin, in einem Gespräch 2002:

Er wollte sich bei allem, was er schrieb und tat, öffentlich mit seinen Zweifeln auseinandersetzen. Und das ist natürlich genau das Gegenteil von dem, was man in diesem Land unter politischem Engagement versteht.

Den Kulturpreis des Bundesverbandes der deutschen Industrie (1969) stellt er dem Rechtshilfefonds der Außerparlamentarischen Opposition (APO) zur Verfügung – zur Verteidigung angeklagter Demonstranten.

Nach dem gescheiterten Versuch, der APO für die Selbstdarstellung einen Fernsehabend einzuräumen, beendet er nach

heftiger Auseinandersetzung mit dem Intendanten Franz Barsig im Mai 1970 sein Arbeitsverhältnis mit dem Sender Freies Berlin. Abschiedsbrief:

Sehr geehrter Herr Barsig (...) Ich habe den SFB nicht gerne verlassen (...) Ich bin ein alter Seemann. Ich habe mein bisschen Lebensmoral auf dem Segelschiff gelernt (...) Ich kann einfach nur in reiner Luft arbeiten. Ich bin so. Es hat sich infolgedessen noch niemals einer wünschen müssen, mich los zu werden. Ich war solchen Einfällen mit der Erfüllung stets um wenigstens einen Tag voraus.

Zwei Jahre später verlässt Schnabel die Berliner Akademie der Künste, deren "Abteilung Dichtung" er von 1963 bis 67 geleitet hatte, nach vergeblichem Eintreten für eine Mitgliedschaft der in ihren Ländern politisch verfolgten Komponisten Isang Yun und Mikis Theodorakis.

Schnabel ist so.

Charles Schüddekopf konstatierte in einem Rundfunkbeitrag (1993) "einen Rigorismus fast anarchischer Form ... Moral bis zur Starrköpfigkeit".

## Letzte Tage

"... Schlaganfall mit Lähmung des li. Arms u. Beines und Gesichtsfeldeinschränkung nach links. Arm kann nicht mehr bewegt werden, Sprechen erschwert (...) War bei der Erhebung der Vorgeschichte kontaktfreudig, versuchte aber den Befund möglichst zu bagatellisieren ..." (*Ärztlicher Befund 1979*)

Noch einmal geht Ernst Schnabel in das Studio des SFB, um ein Feature über Goethe und Eckermann aufzunehmen. Aber die Sprache will ihm nicht mehr gehorchen.

Die Worte kommen gepresst aus seinem Mund und viel zu langsam für seine Gedanken. (*Wolfram Wessels, der ihn in Berlin besucht hat*).

Und es passiert also Folgendes: Schnabel kommt an Krücken ins Studio. Er ist fest entschlossen, diese Sendung wie früher selbst zu sprechen. Klaus Lindemann, der verständnisvollste Regisseur, den ich je kennen gelernt habe, schwingt sich auf ihn ein. Die probieren das. Und es kommt zu diesem grauenhaften Moment, dass ein Mensch, für den das Radio Identität gewesen ist, nicht mehr in der Lage ist, seinen eigenen Text zu sprechen. *(Peter-Leonhard Braun, der damals zuständige Redakteur und Mentor beim Sender Freies Berlin)*

Schnabel hat sich generös verabschiedet. Aber man sah die Bitterkeit ...  
*(Lindemann)*

Als er 1986 stirbt, schreibt Marcel Reich-Ranicki in der FAZ:

Seit bald fünfzehn Jahren hörte man nichts mehr von Ernst Schnabel: Der einst zu den Aktivsten gehörte, war im wörtlichen und übertragenen Sinne gelähmt.

Sehr früh hat sich dieser Mann verschlissen. Fast bewegungslos verbringt er die letzten Jahre in Berlin-Charlottenburg. Schritt vor Schritt, im Schneckengang, zieht er seine Bahn zwischen den Passanten. Die Welt des Welterzählers reicht gerade 150 Meter von der Goethestraße bis zur Ecke Grolman/Kantstraße.

Er sei "trainiert in Lebensabschnitten, die erledigt sind", sagt Schnabel trotzig in einem seiner letzten Interviews. Doch zu deutlich ist seine Hemingway'sche Alters-Verzweiflung, von der sporadische Besucher berichten.

Schon Anfang der 70er Jahre, lang vor seinem Tod, hatte er dem Interviewer Wolfram Wessels eingestanden:

Es ist furchtbar schwierig mit der Schreiberei geworden. Ich habe jetzt genau vier Wochen für einen fünfzigseitigen Aufsatz für eine Enzyklopädie gearbeitet – Honorar DM 400.— Man bringt nichts mehr unter, das ist es. Die Zeitungen und Zeitschriften haben sich vollkommen verändert, und der Rundfunk ist gerade dabei und erschöpft sich in Schnulzen und sprachzerkleinernden Hörspielen, die keinen Inhalt mehr haben dürfen ...

Und:

Ich habe 1971 sechzehntausendvierhundert und 1972 fünfzehntausendachthundert D-Mark verdient. Es gibt viele Schriftsteller, denen es nicht besser geht, und den meisten in meinem Alter geht es noch schlechter. Diese Summe ist überhaupt nur noch durch ununterbrochene Arbeit und unter Inkaufnahme mancher Erniedrigung zu erzielen (...)

Und:

Wenn ich heute eine Sache, die mich Monate gekostet hat – und ich lasse mich manche Arbeiten Monate kosten – im Rundfunk abblasen ... senden lasse, und ich kriege am Ende keine Kritik und allenfalls zwei Dutzend Postkarten, von denen die Hälfte dann auch noch von Zufallsfreunden aus alten Tagen geschrieben sind, die mit den Worten beginnen: Es hat mich gefreut, Ihre Stimme mal wieder zu hören ... so sind das natürlich keine Inspirationsmomente. Da kann man verzweifeln ...

Zu dem schonungslosen Eingeständnis, ein Mann von gestern zu sein, kam schon Odysseus, Protagonist in Schnabels Roman "Der sechste Gesang", 25 Jahre früher (Fischer-Taschenbuch, Seite 61, oben):

Meine Geschichten hatten mich eingeholt. Ich war überlebt.

"Ich habe kein Glück. Ich habe kein Glück mehr !" sagt auch der Fischer in "Der alte Mann und das Meer" (1952) von Ernest Hemingway. Die Parallelen zwischen beiden Schriftsteller-Leben und -Charakteren könnten kaum auffallender sein – besonders in der Endphase: anhaltende Schreibblockaden, Depressionen, Alkohol und Todessehnsucht.

Schnabel will nicht mehr. Auch die Freunde bleiben weg, nach und nach. Einer Berliner Bekannten, die manchmal für ihn kocht, gesteht er seinen innigsten Wunsch: "Ach, wenn ich doch endlich sterben könnte !"

Der sitzt da in seiner Wohnung in der Knesebeckstraße, umgeben von den gigantischen Gespenstern seiner großen Vergangenheit, und kann sich nur noch mühevoll mit Krücken durch die kleinen Räume schleppen. Das ist schon eine sehr anrührende Exit-Situation eines großen Mannes !

Er war ja schließlich einer der vier Musketiere unseres Gewerbes, einer der Urväter !

*(Peter-Leonhard Braun)*

Schmerzmittel und Schlaftabletten, Zigaretten und der Alkohol sind Schnabels little helpers, die ihm nicht mehr helfen wollen. "Er hatte noch den Seemannsschluck", erinnert sich der Besucher Braun. Fast jeden Abend quält sich der magere Mann mit dem Krückstock durch die dunkelbraun-lackierte schwere Haustür mit dem Engelskopf aus Gusseisen und schlurft in die Bar nebenan.

Wolfram Wessels, der Schnabel für sein postum gesendetes Funk-Porträt "Leben gegen den Strom" in seiner winzigen Hinterhof-Bleibe besucht, erlebt einen alten kranken Mann, schwankend zwischen harscher Ablehnung und dem erkennbaren Wunsch nach Zuwendung und professionellem Interesse für das Werk. Aber er berichtet auch vom

... Mut und Stolz eines Menschen, der einen vergeblichen Kampf führte - einen Kampf gegen seine Krankheit. Der Kampf war tatsächlich vergeblich und aussichtslos, und dennoch führte er ihn. Es war dieses 'Dennoch', das mich so beeindruckt hatte und mich festhielt über seinen Tod hinaus ...

Der Funkautor Ernst Schnabel stirbt im Januar 1986 in Berlin, Knesebeckstraße 16, Hinterhaus, mit 72 Jahren. Er hat ein kleines rotes Radio auf den Knien. Aber das gehört schon zur Legende. Bei Schüddekopf hat es noch gespielt - vor dem Toten auf der Bettdecke. In anderen Berichten war es zu Boden gefallen. Oder es existierte überhaupt nicht.

Schnabel hat sich eine Seebestattung gewünscht. Das Motorschiff heißt "Farewell". Der Kapitän trägt eine ordentliche Trauermiene. Im Sektor, den das Bundesumweltamt genehmigt hat, sinkt die Urne langsam auf den Grund der Travemünder Bucht, 54 Grad, 2 Minuten Nördlicher Breite; 10 Grad, 56 Minuten östlicher Länge. Die Urne wird sich vorschriftsmäßig auflösen.

"Außerhalb der Dreimeilenzone der See übergeben", schreibt der Schiffsführer ins Logbuch. "Die Beisetzung fand in würdiger Form nach seemännischem Brauch statt".

Da unten ruht er also, aufgelöst wie seine Urne, auf dem Grund der Ostsee - geboren in Zittau 1913, nach dem Zweiten Weltkrieg Dramaturg und Rundfunkintendant in Hamburg, Fürsprecher der jungen deutschen Nachkriegsliteratur, Schriftsteller und Seemann ... Schnabel, den ich nie persönlich kennen lernte - und doch kannte.

Durch seine Features.